

Besetzung Sri Lankas vergewaltigt worden.

Fortan jagte die indische Polizei LTTE-Funktionäre. Die Regierung des Bundesstaates Tamil Nadu stellte die knapp 200 000 Flüchtlinge aus Sri Lanka unter strenge Kontrolle – Zehntausende wurden sogar auf die Bürgerkriegsinsel zurückgeschickt.

Die LTTE trieb daraufhin verstärkt Gelder unter den in aller Welt verstreuten Tamilen ein; allein aus Deutschland sollen rund fünf Millionen Mark geflossen sein. Damit wurden Waffen in Singapur und Thailand gekauft.

Dennoch gewann die Armee weiter an Boden und schnürte die Hauptmacht der LTTE auf der Jaffna-Halbinsel im Norden ein. Wiederum aber gelang den „boys“, wie die Tamilen ihre zumeist ju-

nier Autos mit Spiegeln, die unter den Wagenboden geschoben werden. Die Operationen der LTTE an der Nordfront tat ein Oberst als „Verzweiflungsaktionen der LTTE, die an die letzten Tage der Nazis erinnern“, ab.

Doch das ist nur Imponiergehabe. Längst desertieren weit mehr Soldaten, als neu geworben werden können – allein seit August warfen 5000 Rekruten die Waffen weg. Fast 1200 Soldaten fanden 1992 den Tod, über 2000 wurden verwundet. Die Jaffna-Halbinsel, wo anderthalb Millionen Menschen isoliert vom Rest des Landes vegetieren, ist fest in der Hand der LTTE, die dort Tausende von Abtrünnigen in Lagern hält.

Die Nord- und Ostprovinz sind Kriegsgebiet. Die wenigen noch befahrbaren Straßen – etwa zum Hafen Trin-

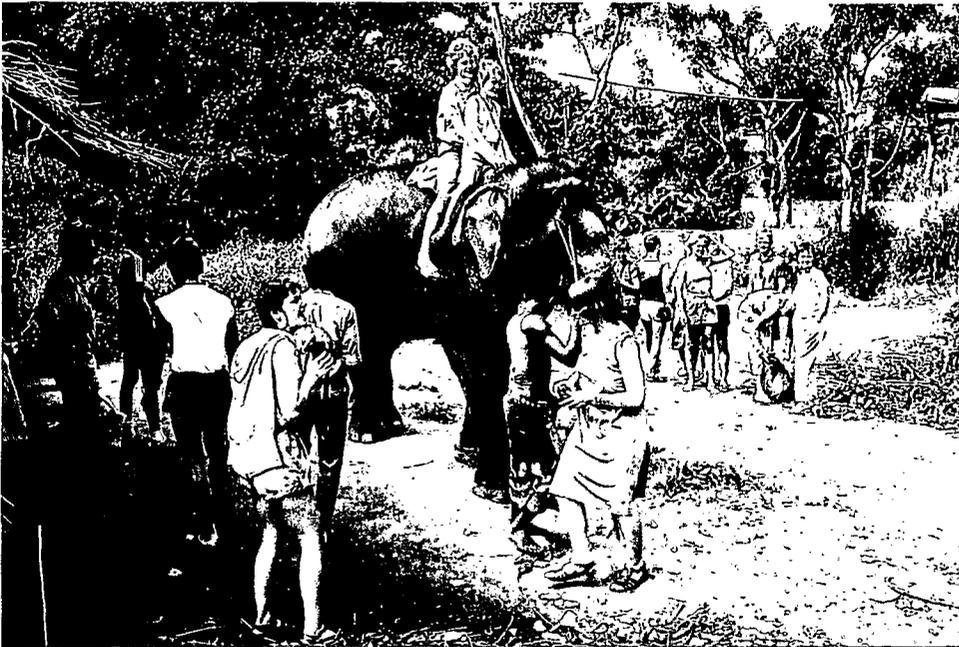
vinz ist das der LTTE weithin gelungen. Diese Gegend hat Colombo selbst soweit abgeschrieben, daß sie auf Touristenkarten nur noch als weißer Fleck erscheint. Dazu beansprucht die LTTE für ihr Tamil Eelam die ganze Ostprovinz. Die wird gut zur Hälfte von Singhalesen, Moslems oder Christen bewohnt, die keinesfalls unter LTTE-Herrschaft leben wollen.

Daran scheiterte bisher auch jeder Versuch, den Konflikt friedlich zu lösen. Den jüngsten Friedensplan legte ein überparteiliches Parlamentarierkomitee Ende Dezember vor: Sri Lanka soll ein föderalistischer Staat werden, in dem Nord- und Ostprovinz weitgehende Autonomie erhalten. Darüber soll noch eine regionale Regierung gestülpt werden, der weitgehende Befugnisse gegenüber Colombo eingeräumt würden.

Der komplizierte Kompromiß blieb Papier: Die LTTE weigerte sich, auch nur an Gesprächen darüber teilzunehmen. Sie beharrt auf ihrem unabhängigen Staat, was es auch koste. Im Vorjahr opferte sie dafür 3000 ihrer Kämpfer, fast ausschließlich Jugendliche.

Sri-Lanka-Präsident Ranasinghe Premadasa, 68, hat daher beschlossen, den Krieg, den er nicht beenden kann, schlicht zu ignorieren. Er überläßt das umstrittene Gebiet den Rebellen und der Armee und investiert nur in den Westen und Süden des Landes. Dort macht Colombos *Sunday Observer* ein „Wirtschaftswunder“ aus; zudem zeichnet Sri Lanka – für ein vom Bürgerkrieg heimgesuchtes Land erstaunlich – neue Tourismusrekorde.

350 000 ausländische Urlauber zählt die Insel 1992, fast so viele wie im letzten Vorkriegsjahr 1982. Mit beinahe 90 000 Besuchern stellten die Deutschen das stärkste Kontingent. Erstmals kamen in dieser Saison auch Langzeiturlauber, die auf der Sonneninsel überwintern: sechs Wochen für 2000 Mark.



Sri-Lanka-Touristen bei Elefantenritt: Sechs Wochen für 2000 Mark

gendlichen Kämpfer nennen, ein spektakulärer Befreiungsschlag:

Im August jagten sie mit einer Landmine das gesamte Armeekommando des Nordabschnitts in die Luft, das sich zur Vorbereitung einer Offensive auf der Insel Kayts versammelt hatte. Im November traf es Marinechef Fernando, der eben mit indischen Offizieren eine Kooperation bei der Überwachung der Nord- und Ostküste Sri Lankas vereinbart hatte, um den Nachschub für die Separatisten zu unterbinden.

Seither fiel die Insel „in eine depressive Phase militärischer Demoralisierung und politischer Konfusion“, so die *Times of India*. In der Hauptstadt zeigen die Sicherheitskräfte martialische Präsenz: Doppelposten mit Maschinengewehren kontrollieren überall den Verkehr, vor Ministerien und Ämtern durchsuchen Soldaten nach Vopo-Ma-

comalee – werden ab 17 Uhr geschlossen. Die Schranken an den befestigten Wachposten gehen erst ab neun Uhr morgens wieder hoch, wenn Minenräumer die Strecke abgefahren haben. Die Streitkräfte führen Krieg auch gegen Zivilisten. Anfang Januar erschossen sie 14 Tamilen, die in Booten eine Lagune bei Jaffna überquerten.

Nachts gehört gut ein Drittel der Insel der Guerilla. Dann überfallen Banden von oft mehreren hundert Partisanen abgelegene Dörfer, in denen Singhalesen oder Moslems wohnen, und massakrieren die Bevölkerung – wie im Weiler Palliyagodella. Dort schlachteten Kinderkrieger der LTTE 200 moslemische Bauern ab. Am Weihnachtsabend überumpelten die Rebellen eine Armeestellung und töteten 42 Soldaten.

Ziel des Terrors ist es, Tamilengebiete ethnisch zu säubern. In der Nordpro-

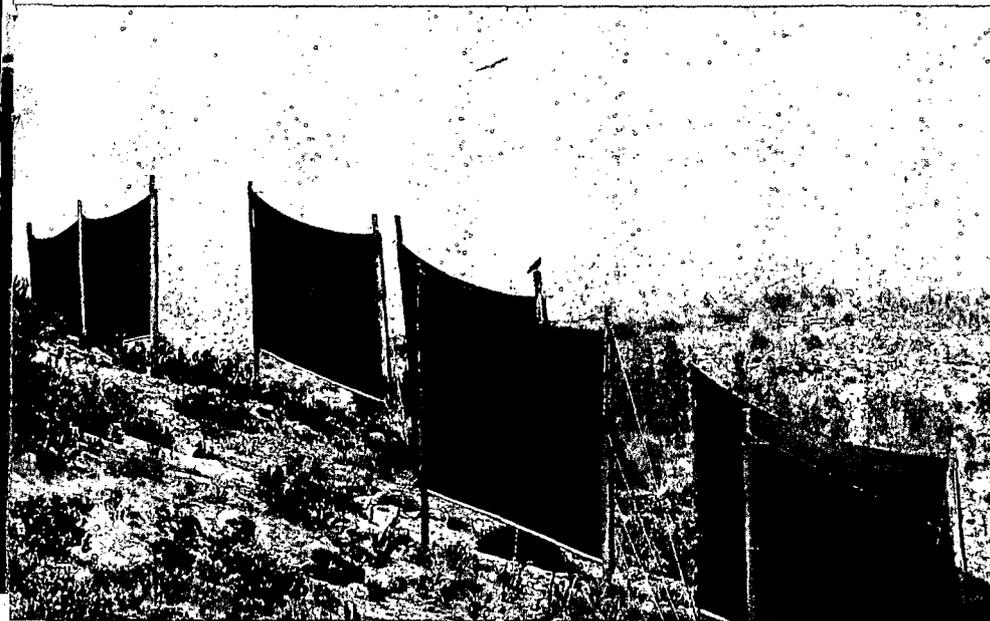
Chile

Ernte aus den Wolken

Wasser gewonnen aus Nebel verwandelt die chilenische Wüste in fruchtbares Ackerland.

Graues Gewölk verdunkelt den Himmel über Chungungo. Nur selten dringt ein Sonnenstrahl in das trübe Fischerdorf 820 Kilometer nördlich der chilenischen Hauptstadt Santiago. An Wasser, so sollte man meinen, dürfte es hier nicht mangeln.

Doch tatsächlich regnet es in Chungungo genauso selten, wie die Sonne



Nebelnetze bei Chungungo: „Das Wasser neu erfunden“

scheint – durchschnittlich fällt jährlich nur 70 Millimeter Niederschlag. Chungungo liegt am südlichen Ende der chilenischen Küstenwüste, einer der trockensten Regionen der Erde. Vom Pazifik her legt sich zwar dichter Nebel über das Dorf, der den Ort rund um das Jahr in diffuses Licht taucht. Aber warme Luftströmungen, die vom Äquator hinunterziehen, verhindern das Aufsteigen kühler Meeresfeuchte und ihre Verwandlung in Regenwolken.

Durch dieses Naturphänomen gleichen weite Strecken der südamerikanischen Pazifikküste dem Trockengürtel des nördlichen Afrika – nur an Flußmündungen und in vereinzelt Oasen gibt es ausreichend Trinkwasser, können die Menschen Äcker bestellen sowie Vieh züchten.

Noch vor wenigen Monaten kam das Wasser für Chungungo in Tankwagen aus dem regenreichen Süden Chiles. Denn die Wassermassen, die sich über dem Dorf ballen, schienen unerreichbar – bis die Einwohner sich auf ein altes Projekt besannen. Warum, so hatten sich schon in den sechziger Jahren Wissenschaftler gefragt, erntet man die Wolken nicht ab wie ein reifes Weizenfeld im Sommer?

Auf einigen Bergen und in Hochtälern, die sich zum Meer öffnen, gedeihen Pflanzen, die eigentlich ein Vielfaches der Wassermenge benötigten, die jährlich in dieser Region fällt. Das brachte chilenische Forscher auf die Spur: Die Pflanzen beziehen ihr Wasser direkt aus den Wolken. Der Nebel kondensiert auf den Blättern, tropft zu Boden und bewässert die Wurzeln.

Vorschläge, diese natürliche Bewässerungstechnik zu nutzen, tat die Regierung damals als unwirtschaftlich ab. Die

Leute von Chungungo wurden als „Wolkenspinner“ verspottet. Erst 1980 nahmen Wissenschaftler das Vorhaben, das sie „Unternehmen Wolkenernte“ taufte, wieder auf. Mit Wolkenwasser wollten sie nicht nur die Fischerdörfer versorgen, sondern vor allem die Bergwälder wieder aufforsten, die im vergangenen Jahrhundert zum Verfeuern geschlagen worden waren.

Die Regierung Kanadas überwies 130 000 Dollar Entwicklungshilfe für Auffangnetze, Leitungen und Tanks. Im vorigen Mai floß endlich das erste Wolkenwasser in Chungungos Fischerhütten. Die Wissenschaftler haben 79 gigantische Plastiknetze auf einem Hügel hinter dem Dorf aufgespannt, um die vom Pazifik hereinziehenden Nebelwolken abzufangen. Wenn die Schwaden auf den Kunststoff treffen, kondensiert das Wasser, tropft am Netz ab und fließt über sieben Kilometer lange Rohrleitungen nach Chungungo. Bis zu 110 000 Liter können so täglich abgezapft werden. „Es ist, als ob wir das Wasser neu erfunden hätten“, schwärmt der Projektdirektor Claudio Masson Busetti.

Das ersehnte Naß bescherte dem armen Chungungo einen kleinen Wirtschaftsboom. Das Geriesel aus den Wolken kostet nur ein Viertel des Preises, den die Einwohner für Wasser vom Tankwagen bezahlen mußten. Auf neu angelegten Feldern gedeihen Tomaten und Gemüse. Blumen blühen in den Vorgärten, junge Bäume säumen die

staubigen Straßen. Neben jedem Haus prangt ein neuer Wasserhahn.

Durchschnittlich 14 000 Liter Wasser ernten die Leute von Chungungo täglich, mehr als das Dorf benötigt. „Als das Wolkenwasser kam, haben wir vor Freude in den Straßen getanzt und uns gegenseitig naß gespritzt“, berichtet eine Einwohnerin von Chungungo. Nur die Filteranlagen müssen noch verbessert werden: Bei starkem Wind mischt sich Staub unter das Wasser aus den Wolken. Deshalb muß es vor dem Trinken aufbereitet werden.

Andere Dörfer und Städte entlang der Pazifikküste sollen bald ebenfalls ihr Wasser aus den Wolken beziehen. Und auch im Ausland stößt das Projekt auf Interesse: Die Forscher haben 47 geeignete Orte in Lateinamerika, Afrika, dem Nahen Osten, Indien, Australien und dem Westen der USA ausgemacht. „Städte bis zu 20 000 Einwohnern ließen sich so mühelos versorgen“, versichert der Projektdirektor. Zur Wolkenernte braucht man keine teuren Pumpen oder künstlichen Energiequellen; das verwendete Material ist billig zu beschaffen, und die Einheimischen können die Anlage selbst warten.

Im April wollen die Forscher eine erste internationale Wolkenwasser-Konferenz einberufen. Wer an ihrem Projekt immer noch zweifelt, den verweisen sie auf die Geschichte: Arabische Stämme hatten bereits vor Hunderten von Jahren an der Küste Zisternen unter Bäumen aufgestellt, um das Kondenswasser aufzufangen.



Wäschewaschen mit Wolkenwasser

„Vor Freude naß gespritzt“